



Du bist der Gast, der wieder weiter geht (R. M. Rilke): Wegmarken zum Pilgern

Gedanken zur Präsentation der neuen Broschüre „Pilgern in Oberösterreich“ und der Eröffnung des Granitpilgern-Wanderweges in St. Martin im Mühlkreis

29. März 2019, St. Martin im Mühlkreis

Wie geht's?

Wie geht's? Das ist eine alltägliche Frage, die wir einander stellen. Es geht gut, recht gut, halbwegs gut, ausgezeichnet oder einfach schlecht. Es geht gar nichts mehr. Ich stehe an. Mit dem „Gehen“ drücken wir den Gang des Lebens mit Gelingen, mit Scheitern, mit Höhen und Tiefen, mit den Wegen, Umwegen, Irrwegen und Abwegen aus. Das Gehen wird zum Bild der inneren Befindlichkeit und auch zum Symbol unserer Beziehungen: Menschen gehen aneinander vorbei oder wieder aufeinander zu. Ähnlich ist es mit dem „Fahren“: Unsere Beziehung zur Welt geht über die „Erfahrung“. Begriffe ohne sinnliche Erfahrung bleiben leer, heißt es in der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant.

Das Leben ist nicht die Gerade einer Autobahn. Es gehören Sackgassen oder auch Labyrinth dazu. „Gehen Sie spazieren: Die Zeit, die Sie dafür verwenden, geht dem Gebet nicht verloren!“, schreibt Teresa von Avila an ihren Erzbischof Don Teutonio de Braganza, der während einer langen Reisezeit seine innere Lauheit beklagt. Viele Depressive leiden unter Bewegungsmangel. Zur inneren Zufriedenheit gehört auch die Einübung in bleibend körperliche Beweglichkeit. Wer nicht geht, geht auf Dauer körperlich, psychisch und auch geistlich zugrunde.

Gehen ist durchaus modern, das äußere Gehen und auch der innere Weg. Die Motivationen sind recht unterschiedlich: der sportliche Ehrgeiz, gesundheitliche Motive, der Versuch, die eigenen Grenzen auszuloten, zu erweitern und zu überwinden, die Suche nach dem ureigenen Selbst. Das Gehen wirkt persönlichkeitsbildend, Gemeinschaft stiftend, Freundschaft stiftend. „Vor allem verliere nie die Lust am Gehen! Ich gehe jeden Tag zu meinem Wohlbefinden und entferne mich so von jeder Krankheit. Ich habe mir die besten Gedanken ergangen, und ich kenne keinen noch so schweren Kummer, den man nicht weggehen könnte.“ (Sören Kierkegaard)

Freilich ist es nicht der Weg an sich. Der Weg allein ohne Orientierung und ohne Ziel hat noch keinen Sinn. Manche wollen nur weg von hier, weg von hier, weil die Leute so anstrengend sind, weil Aufgaben kaputt machen, weil das Leben zum Wegwerfen ist? Die Erlebnisgesellschaft, die so viel vom Leben, vom Glück, vom Heil, von der Gesundheit redet, ist oft dem Leben recht fern. Realitätsverweigerung und Wirklichkeitsflucht gehören zum Programm. Unsere Zeit ist damit beschäftigt, Ablenkungen zu gestalten, sie weiß aber nicht mehr, wovon sie ablenkt. Nun wollen wir es doch nicht so machen wie in dem unvergesslichen Lied des Wiener Kabarettisten Helmut Qualtinger aus den 50er Jahren, in dem ein jugendlicher Motorradfahrer sagt: „Wir wissen nicht, wo wir hinfahren, aber dafür sind wir g'schwinder dort.“ Die Innenseite der Spaßgesellschaft ist nicht selten Verzweiflung, Sinnlosigkeit und Orientierungslosigkeit.

Beim Gehen ist auch eine spirituelle Dimension präsent. Das Gehen ist eine Schule der Sehnsucht, mich nicht mit zu wenig zufrieden zu geben, die Ziele meines Lebens nicht zu niedrig

anzusetzen und diese Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. – Der Weg ist ein menschheitliches Symbol, das eng mit unseren Daseinserfahrungen verknüpft ist. Für alles, was einen Anfang und ein Ende hat, legt sich die Vorstellung vom Weg nahe. Der Gedanke vom Weg gehört außerdem zum ethischen Alphabet der Menschen. Sobald das Leben als Aufgabe und Tat begriffen wird, wird der Mensch in die Situation der Wahl und der Entscheidung versetzt. In fast allen Religionen gibt es die Vorstellung von der Reise oder vom Aufstieg der Seele zu Gott. Von der biblischen Botschaft her sind diese Wege auch Gotteswege, der mit dem einzelnen Menschen und mit dem Volk Gottes mitgeht. Der Gott der Bibel ist ein „Weg- oder Wandergott“. Das Johannesevangelium spricht in einem absoluten Sinn von Jesus als *dem Weg*: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh 14,6).

Wenn wir pilgern, gehen wir zueinander, und wir gehen miteinander. Und dies ist schon etwas Wichtiges, dass wir einmal nicht bloß nebeneinander dahinwerfen und jeder seine Arbeit tut, sondern dass wir miteinander auf dem Wege sind und darin das Tiefere unseres Lebens erkennen: dass wir in der Tat in der vorangehenden Zeit Pilgernde sind, und es nur im Miteinander sein können. Wir gehen zueinander, wir gehen miteinander. Aber mehr: Wir wollen den Himmel sehen, wir suchen nach Größerem, denn die Seele des Menschen dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Die Pilgerorte haben in unser Land eine Art Geografie des Glaubens eingezeichnet, das heißt, an ihnen wird sichtbar, ja fast greifbar, wie unsere Vorfahren dem lebendigen Gott begegnet sind, wie ER sich nicht zurückgezogen hatte nach der Schöpfung oder nach der Zeit Jesu Christi, sondern noch immer da ist und an ihnen wirkt, so dass sie IHN erfahren konnten und spüren durften, sehen durften an den Zeichen, die ER tat. Ja, ER ist da, und ER ist auch heute da.

Pilgern ist Ausdruck für den Durchbruch zum wahren Leben, für den Aufbruch in den wahren Ursprung: Wir suchen nach Größerem, wollen den Himmel sehen. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir.“ (Psalm 63) Dafür müssen wir aufmerksam und wach sein. Wachsein nach Gott hinüber. „Unser Leben führen, mit den Menschen sein, mit den Dingen, aber hinüberhorchen, ob nicht jenes Leise, Zarteste sich kundtue: Die Nähe Gottes.“ (Romano Guardini)

Alles beginnt mit der Sehnsucht

„Alles beginnt mit der Sehnsucht, immer ist im Herzen Raum für mehr, für Schöneres, für Größeres. Das ist des Menschen Größe und Not: Sehnsucht nach Stille, nach Freundschaft und Liebe. Und wo Sehnsucht sich erfüllt, dort bricht sie noch stärker auf. Fing nicht auch deine Menschwerdung, Gott, mit dieser Sehnsucht nach dem Menschen an? So lass nun unsere Sehnsucht damit anfangen, dich zu suchen, und lass sie damit enden, dich gefunden zu haben.“ So Nelly Sachs in „Eli“, einem Mysterienspiel vom Leiden Israels.

„Sucht ihr mich, so findet ihr mich. Wenn ihr von ganzem Herzen nach mir fragt, lasse ich mich von euch finden“, lässt Gott den Propheten Jeremia sagen (Jer 29, 13-14a). Und wer sich auf die Suche nach Gott macht, muss den Aufbruch wagen, in ein unbekanntes Land – wie Abraham; muss sich auf ein riskantes Unternehmen einlassen – wie Moses; er muss mit Auseinandersetzungen mit seiner Umgebung rechnen – wie Elija; er muss einsame unverständliche Beschlüsse fassen – wie Jeremia; er muss mit seiner Vergangenheit brechen – wie Paulus; er muss der Unruhe seines Herzens folgen – wie Augustinus. Gott suchen, heißt auch: Aufbrechen aus Alltagsgewohnheiten, seinen eigenen Weg suchen gehen, seine inneren Ansprüche und Sehnsüchte wahrnehmen. „Homo desiderium Dei.“ Man kann dies zweifach übersetzen: „Der Mensch ist Sehnsucht nach Gott“ und: „Der Mensch ist die Sehnsucht Gottes!“ Die innere Unruhe des Menschen ist so etwas wie ein Gottesbeweis. Eigentlich wissen wir, dass wir hier



auf Erden nicht zu Hause sind, dass wir also woanders hingehören und von woanders herkommen. „Ich muss ein Liebender werden, einer, dessen Herz der Erschütterung durch die Not des anderen offensteht. Dann finde ich meinen Nächsten, oder besser: dann werde ich von ihm gefunden.“ (Benedikt XVI.)

„Knock, knock, knocking on heaven's door!“ Ich habe dieses Lied von Bob Dylan einmal am Heiligen Abend in einer Notschlafstelle für Drogenabhängige gesungen. Die Sehnsucht klopft an die Himmelstür, sie pocht an das Tor des Glücks, des Friedens und des Heils. Die Blicke der Drogenabhängigen freilich, sie waren müde und gingen ins Leere. – Weihnachten, das Fest der müde gewordenen Sehnsucht, der enttäuschten Liebe und der nicht eingelösten Ideale? Wenn sie Sehnsucht zur Sucht wird, dann sollte alles Negative eigentlich nicht zum Leben gehören. Nur das Positive zählt, das Negative wird besiegt. Es muss die Total-Lösung geben.

Manche passen sich in ihrem Hunger nach Leben an die Glücks- und Konsumkultur an. Auf dem Jahrmarkt der Fertigprodukte gibt es viele Angebote an Aufputzmittel. Wenn bloß die Intensität des Gefühls zählt, ist es sekundär, ob die gesuchte Erfahrung durch Drogen, Musik, Sexualität oder Meditation erreicht wird. Das ist auch das Problem, wenn Religion von den Bedürfnissen des Menschen her gesehen wird. Abraham Joschua Heschel (1907–1973) warnt vor der Gefahr, dass menschliche Bedürfnisse zu absoluten Zielen werden. Er wendet sich gegen eine Verkrümmung der Sehnsucht nach Gott in eine Sorge um Bedürfnisbefriedigung. Nach Heschel sterben mehr Menschen an Bedürfnisepidemien als an Krankheitsepidemien. Es wäre auf Dauer fatal, wenn in der Spiritualität die Geisteshaltung vom Funktionalen bestimmt wird.

Die längste Reise: Zu sich selbst kommen

Abschied und Aufbruch

Die Reise nach innen antreten, die Dag Hammarskjöld die längste Reise nannte:

„Die längste Reise
ist die Reise nach innen.
Wer sein Los gewählt hat,
wer die Fahrt begann
zu seiner eigenen Tiefe
(gibt es denn Tiefe?) –
noch unter euch,
ist er außerhalb der Gemeinschaft,
abgesondert in eurem Gefühl
gleich einem Sterbenden
oder wie einer, den der nahende Abschied
vorzeitig weiht
zu jeglicher Menschen endlicher Einsamkeit.
Zwischen euch und jenem ist Abstand,
ist Unsicherheit –
Rücksicht.
Selber wird er euch sehen
abgerückt, ferner,
immer schwächer eures Lockrufs
Stimme hören.“¹

¹ Dag Hammarskjöld, Zeichen am Weg. Das spirituelle Tagebuch des UN-Generalsekretärs, deutsch von Anton Graf Knyphausen. Überarbeitete Neuausgabe mit einem Vorwort von Dr. Manuel Fröhlich, Knauer Taschenbuch Verlag 2005, 31.

Rituelle Prozesse²

Pilgerwege und Wallfahrten haben sich an biografischen und existentiellen Übergängen und Brüchen eingraviert: Man beachte die vielen Votivtafeln für Anliegen und Dank an den Wallfahrtsorten. Früher gingen viele SchülerInnen vor Prüfungen auf den Pöstlingberg. Wenn ich in Wallfahrtskirchen bin, erzählen mir Menschen von unheilbaren Krankheiten, von Verlustfahrten, vom Sterben geliebter Menschen. Nach der Matura sind manche Kollegen nach Mariazell gepilgert. Den Jakobsweg gehen nicht wenige am Übergang zur Pension oder in einer Sabbatzeit, in der sie sich neu orientieren wollen. Oder nach Kriegen gab es Heimkehrerwallfahrten. Die Friedensmärsche aus den 80er Jahren sind säkularisierte Pilgermärsche.

Solche Riten des Übergangs sind durch eine dreiphasige Struktur gekennzeichnet: Als erstes gibt es eine *Trennungsphase*, die die TeilnehmerInnen des Ritus vom bisherigen Ort und Status löst, dieser folgt eine *Schwellen- bzw. Umwandlungsphase*, in der man sich zwischen den Welten bewegt, um schließlich in der *Angliederungsphase* zu einem neuen Ort bzw. Status in die Gesellschaft reintegriert zu werden. Anklänge zu Heilungs- oder Versöhnungsriten mit der Welt des Übernatürlichen („Rituals of affliction“) bei Krankheit, Pech oder Tod finden sich ebenfalls zahlreich in den sehr persönlichen Motivationen für Pilgerfahrten. Im christlichen Raum gibt es das Motiv der Wiedergutmachung einer eigenen Schuld, das Motiv der stellvertretenden Gebetsleistung für unschuldige Opfer oder „Sorgenkinder“, die Erfüllung eines Gelübdes anlässlich einer Gebetserhörung, die Hoffnung auf eine irgendwie gearteten Belohnung für das „gute Werk“ der Pilgerfahrt, die Bitte um die Heilung einer Krankheit oder zumindest die Hilfe, sich mit diesem Schicksal geistig-geistlich zurecht finden zu können.³

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

² Vgl. Victor W. Turner, *The Ritual Process. Structure and Anti-Structure*, New York 1995.

³ Vgl. ebd., 13–17.